Die moderne Frauenbewegung und das Judenthum.

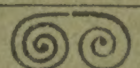
Vortrag

gehalten im Verein „Oesterreichisch-Israelitische Union“

am 11. März 1903.

Von

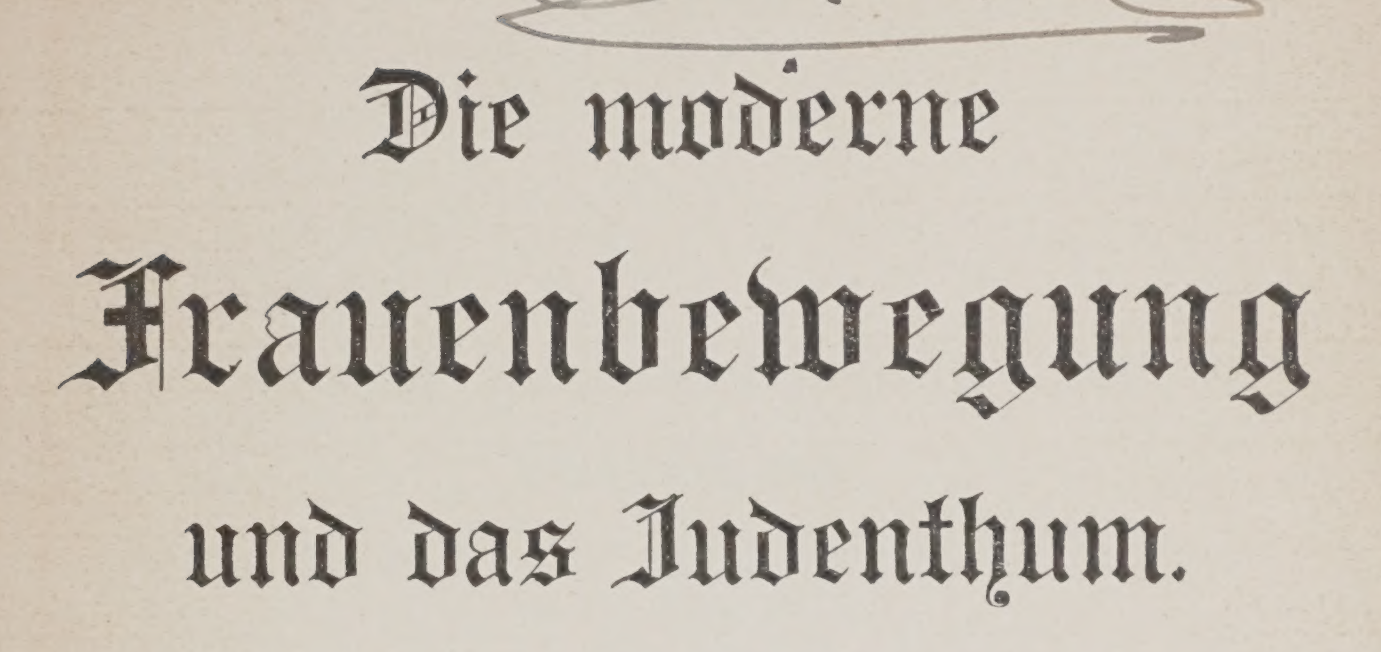
Dr. Max Grunwald.



Wien 1903.

Als Manuscript gedruckt.

Druck von L. Beck u. Sohn, Wien, VIII.



Die moderne Frauenbewegung und das Judenthum.

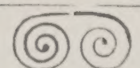
Vortrag

gehalten im Verein „Oesterreichisch-Israelitische Union“

am 11. März 1903.

Von

Dr. Max Grunwald.



Wien 1903.

Als Manuscript gedruckt.

Druck von L. Beck u. Sohn, Wien, VIII.

Die moderne Frauenbewegung und das Judenthum.

Vortrag, gehalten im Vereine „Oesterreichisch-Israelitische Union“ am 11. März 1903.

Von Dr. Max Grunwald.

Der Vorstand der „Oesterreichisch-Israelitischen Union“ hat mich mit der ehrenden Aufgabe betraut, über die heutige Frauenbewegung vor Ihnen zu sprechen.

Brauchte es erst einer Rechtfertigung, daß ein Theologe über dieses Thema reden will? Gewiß nicht! Wenn von einem Berufe der Satz gilt: „quod humanum est nihil me alienum puto“, so ist es der Seelsorger. Der „Menschheit ganzer Jammer“ muß in seiner Auffassung Raum, in seinem Herzen Platz finden.

Die aus der Noth der Zeit hervorgegangene Frauenbewegung greift tief in unser Aller Familienleben ein, bildet die ernste Sorge des Socialökonomen und Politikers, erweckt die aufrichtigste Antheilnahme jedes Menschenfreundes; wie darf der Seelsorger achtlos an ihr vorübergehen?

Die Schwierigkeiten für einen standesgemäßen Lebensunterhalt werden bei den wirthschaftlichen Wechselfällen und den gesteigerten Ansprüchen auf Bequemlichkeit und Genuß immer größer, erschweren die Eheschließung, die Gründung eines eigenen Hausstandes und zwingen in nahezu progressiv sich steigernder Anzahl Personen weiblichen Geschlechtes, selbstständige Versorgung durch erwerbende Thätigkeit zu suchen, Berufen sich zuzuwenden, welche bisher aus-

schließlich die Domäne des Mannes bildeten. Bereits pochen sie mit Ungestüm an die Pforten solcher Berufssphären, welche ihnen Tradition und Vorurtheil noch immer verschlossen hält. Da es der Frau nicht vergönnt ist, als Gattin gleichsam Compagnon des Mannes zu sein, ist sie genöthigt, mit ihm den wirthschaftlichen Wettbewerb aufzunehmen und gegen ihn in den Concurrenzkampf einzutreten.

Und weit wichtiger, von viel weitergreifender Bedeutung und von bunter Vielfältigkeit ist die zweite Ursache der Frauenfrage: der Conflict des modernen Weibes, das sich ausleben will, dessen Gemüths- und Geisteskräfte es hinausdrängen aus einer Häuslichkeit, deren Fesseln äußerer Zwang ihm angelegt, sein innerer Drang nach Theilnahme an den Problemen der Wissenschaft, das wachsende Sehnen und Streben nach activer Bethätigung an allen wichtigen Aufgaben der Gesellschaft und des Staates: Alles das hat einen Complex von Fragen in die öffentliche Discussion gebracht, welche seit Jahrzehnten zu den heftigst umstrittenen zählen.

Wenn etwas dazu beiträgt, der heutigen Frauenfrage ihren gebührenden Platz im Urtheil aller Gebildeten zu sichern, jenseits von all' dem Guten und Bösen, welches der tägliche Kampf und seine Polemik zwischen Freunden und Gegnern mit sich bringt, so ist es eine Darstellung von historischer Warte aus, eine weitreichende Ueberschau, welche die durch Jahrhunderte sich hinziehenden Zusammenhänge aufdeckt und alle Erscheinungen in den ruhigen Fluß der Geschichte einreiht.

Die Rücksicht auf Ihre Zeit setzt meiner Darstellung indeß enge Grenzen, sie muß auf die Hauptvölker, deren Erbe in der Cultur wir sind, und auf wenige Hauptmomente, welche den Gang der Entwicklung bestimmt haben, sich beschränken.

Meine verehrten Damen und Herren! Kirchliche und kirchlich gesinnte Schriftsteller haben von der Stellung der Frau im alten Griechenland ein Zerrbild entworfen, um die

Erlösung des Weibes aus den Fesseln alten Sclaventhums als ewige Ruhmesthat des Christenthums zu preisen.

Wir schlagen den Homer auf, und zwar gerade die Stelle, die von dem Bischof von Trier jetzt so scharf beanstandet wurde. Im 6. Gesang der Odyssee tritt uns das Bild einer Jungfrau entgegen, wie es so bezaubernd in edler Freiheit und doch jungfräulichem Liebreiz die Kunst der arischen Völker nie wieder zum zweiten Mal geschaffen hat, es ist Nausikaa, die Tochter des Königs der Phäaken. Wir sehen sie bei der Arbeit am Strande, sie selbst greift rüstig mit an, wir sehen sie im fröhlichen Spiel. In natürlicher Scham und strenger Sitte verbirgt sie dem Fremdling, was sie in der Tiefe des Herzens für ihn empfindet, den Gespielinnen endeckt sie ihre Neigung. „Wäre mir doch ein solcher Gemahl erkoren vom Schicksal, wohnend in unserem Volke, und gefiel es ihm selber zu bleiben!“ Wir sehen: Zucht und Anstand und doch kein Zwang, keine Härte. Und Odysseus fühlt sich von solcher Holdseligkeit im Innersten bewegt, und er bekennt es laut: „Dreimal selig dein Vater fürwahr und die würdige Mutter, dreimal selig die Brüder zugleich! Muß ihnen das Herz doch stets von entzückender Wonne ob solcher Schönheit durchglüht sein . . .“

Doch er muß weiter, er darf nicht weilen. Mächtig lockt ihn das nahe Glück, aber mächtiger die Sehnsucht „auch nur von fern aufsteigen zu sehen den Rauch seines Landes“. Denn daheim harret sein Penelope in banger Erwartung. Ja, in der Fremde, da fühlt er es in seiner ganzen Wonne und Wehmuth:

„Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, dem Feind' ein kränkender Anblick,
Aber Wonne dem Freund'; und mehr noch genießen sie selber!“

So scheidet denn Odysseus. Und von diesem Scheiden sagt der Dichter der Zarathustra: „Man soll vom Leben scheiden wie Odysseus von Nausikaa schied — mehr segnend als verliebt.“

Freilich, ein Cultus des Geschlechtes, wie ihn das Mittelalter erfunden, ist dem natürlichen, sittlich freien Griechen durchaus fremd. Dafür ist aber auch in Hellas eine Rohheit undenkbar, wie sie im altdeutschen Epos zum Ausdruck kommt, wenn Chriemhild selbst von ihrem Eheliebsten Siegfried berichtet:

„Auch hat er so zerbläuet darum meinen Leib“.

Eine solche Rohheit, eine Mißhandlung der Frau verbietet dem Griechen schon das, was all sein Thun und Lassen im letzten Grunde bestimmt, sein feines sicheres Taktgefühl.

Allerdings, unter den griechischen Göttern, auf dem Olymp ist jedes Laster heimisch. Vor den Olympiern müssen die Sterblichen ihre Frauen hüten. Wie leicht nehmen es die olympischen Jungfrauen, eine Athene und Artemis, mit ihrer Tugend, und selbst Zeus, der Höchste der Götter, gibt seiner Hera gelegentlich thätliche Beweise seines Gattenzornes. Dem Griechen war sein Gott eben nicht sein Lebensideal. Der Hebräer hat die Welt verwöhnt, in Gott das Ideal, die höchste Sittlichkeit, die Heiligkeit zu suchen. Dem alten Griechen aber führt sein Gott ein ideales Dasein nur in dem Sinne, daß der Gott, frei vom Zwange des Sittengebotes, sich Alles das gestatten darf, was dem Sterblichen die Sittlichkeit verbietet. Das ist der Götter „ewige Seligkeit“. Die makares theoi, die Unsterblichen, sie sind anderer höherer Abkunft als der Mensch, ichor, das blaue, aristokratische Blut in ihren Adern, das macht sie zu einer privilegirten Classe von Wesen. „Rechtthun ehren sie, sagt Homer, und geziemende Thaten der Menschen“, aber eben nur der Menschen. Das Privilegium der Sittenlosigkeit, welches die Griechen ihren Göttern einräumen, ist geradezu typisch für die Ausnahmestellung des Adels überall da, wo es hieß und, wie man sagt, noch heute heißt: Sittlichkeit, Religion, muß dem Volke erhalten werden. Wie ganz anders als diese Auffassung der Göttermoral, ein Axiom bei Homer, klingt das Bibelwort: „Der Hort, untadelig ist sein Thun, denn alle seine Wege sind

Recht", oder die Mahnung: „Heilig sollt Ihr sein, denn heilig bin ich, der Herr, Euer Gott!"

Weit gewichtiger ist ein anderer Einwand: Der Hinweis auf das griechische Hetärenthum. Wer aber gerecht sein will, muß anerkennen: das griechische Hetärenthum hat sicherlich in seiner Blüthe höher gestanden als der Geist in den Salons der Ninon de l'Enclos, der Freundin eines Bossuet und Fénelon, und sicherlich nicht tiefer als gewisse Erscheinungen des Berliner Salons. Und wenn jene hohen geistlichen Würdenträger, ein Bossuet und Fénelon, ihrer Freundin in ihrem Treiben mit Freundesrath zur Seite stehen, wenn ein Schleiermacher, ein Berliner Pastor, der „Lucinde" eine Lobrede hält, ja, wozu denn dann die sittliche Entrüstung über jene alten Heiden, wenn sich Perikles von Aspasia zu einer Leichenrede inspiriren läßt oder wenn Socrates, gewiß in seinem Aeußern nichts weniger als liebreizend, mit Diotima philosophirt? Ueberall zeigt uns die Geschichte dieselbe Erscheinung. Da, wo das Glück der Feldschlacht den Abenteurer von Gestern zum gefeierten Heros von Heute macht, wo der Frau Anmuth und Geist, nicht Titel und Adel entscheidet, da überbrücken sich rasch die Abgründe, die sonst das sociale Leben zerklüften.

Eines hat aber das griechische Hetärenthum ganz gewiß vor ähnlichen Erscheinungen der modernen Zeit voraus. Eine Phryne mochte einem Praxiteles zu seinen herrlichsten Schöpfungen Modell stehen und ihre goldene Bildsäule im Apollotempel zu Delphi neben dem Standbild des Königs Philipp einen Platz finden, niemals hat die Reinheit der griechischen Ehe darunter gelitten. Beide Sphären, beide Lebenskreise sind völlig und scharf von einander geschieden. Gerade aus der Zeit der höchsten Blüthe des Hetärenthums hat sich uns ein entzückendes Bild aus dem Leben der griechischen Hausfrau erhalten. Phidias stellt einmal die Athene dar, auf einer Schildkröte ruhend. So wie die Schildkröte in ihr Haus sich zurückzieht, so solle, meinte er, auch der Hausfrau ihr Haus ihre Welt sein. Aber wie un-

endlich ansprechender ist jenes Bild, welches uns Xenophon zeichnet. Ein Ehemann führt seine junge Frau in ihre Pflichten ein. Er vergleicht sie mit der Bienenkönigin. So wie die Königin der Bienen daheim bleibt, um die Arbeitsbienen auszusenden und das, was sie heimbringen, zu bewahren und zur rechten Zeit zu verwenden, so soll auch eine gute Hausfrau vor Allem in ihrem Hause zuhause sein, weise mit den Dienstboten walten, sparsam haushalten, für Ordnung im Hausstand sorgen. Und weiter bittet dann dieser Ehemann seine Frau, sie möchte doch nicht Schuhe mit hohen Absätzen tragen, um größer zu erscheinen, und sie möchte doch nicht das Gesicht mit Zinnober und Bleiweiß färben. „Wenn Du", so sagt er ihr, „mit der Sorgfalt für das Haus Treue gegen mich und Liebe zu Deinen Kindern verbindest, dann kannst Du mich selbst zu Deinem ergebensten Sclaven machen; dann brauchst Du nicht zu fürchten, daß Du im Alter weniger wirst geachtet, sondern kannst vielmehr hoffen, daß Du um so mehr wirst geehrt werden, je mehr Du gemeinsam mit mir Dich des Hauswesens annimmst. Denn alles Gute und Schöne kommt in die Ehe wie in das menschliche Leben nicht durch körperliche Reize, die guten wie bösen Menschen eignen können, sondern einzig und allein durch Tugenden, die sich nur bei guten Menschen finden."

Wir sehen, die griechische Gesellschaft beherrscht ein eigenartiger Dualismus. Der Grieche ehrt auf der einen Seite die tüchtige Hausfrau, die treffliche Gattin und Mutter, aber den weiblichen Esprit, die geistige Würze und Anregung, die sucht er außer dem Hause. Von einem Recht der Frau ist nirgends die Rede. Ein wesentlich anderes Bild zeigt uns die römische Frau. An dem Leichnam einer Frau, der trefflichen Lucretia, schwört der ältere Brutus den Tyrannen Rache, dieser Schwur entscheidet das Schicksal des römischen Königthums. Und an dem Leichnam der Frau, die das Opfer des zweiten Brutus, den stolzen Cäsar, wie seinen Rächer, den glänzenden Antonius, in den Bann ihrer Reize gezogen, an der Bahre der Cleopatra fühlt

sich Octavian zum ersten Mal als Herrn der Welt; die römische Republik hat sich ausgelebt, eine neue Tyrannis, zieht ein, das römische Kaiserthum. Was den Römer in seinem Verhalten der Frau gegenüber bestimmt, das lehrt die Thatsache, daß an der Spitze der römischen Priesterschaft zwei Orden stehen, wie die Vestalinnen und die Flamines. Die Vestalinnen, die strengen Hüterinnen der jungfräulichen Keuschheit, und die Flamines, die verheiratet sein mußten. Sobald einem solchen Priester seine Ehefrau starb, mußte er seinem Amte entsagen. So faßte der Römer die männliche Keuschheit auf. Er ließ sie nur in der Ehe gelten — und zwar nur in der ersten Ehe. Eine Wiedervermählung wurde getadelt. Statius, ein spätrömischer Dichter, sagt: „Ein Weib bei Lebzeiten zu lieben, ist ein Glück, nach dem Tode eine Pflicht“, und das Beiwort univirae „nur einmal verheiratet“, welches man so oft in römischen Grabschriften findet, zeigt deutlich, welchen Werth man darauf legte. Diese Betonung der Keuschheit erheischte das Staatsinteresse, welches in Rom jedes andere überwog. Sollte der Staat fest und sicher stehen, so mußte vor Allem die Grundlage, die Familie, gesichert und gekräftigt werden, ein gesunder Organismus setzt eine gesunde Zelle voraus. Darum gibt der Römer der Frau eine größere Selbstständigkeit, die es ihr ermöglicht, freier und unabhängiger den Gatten zu wählen. So verwaltet sie selbst ihr Vermögen, und die Frau mit ihrem Schatzmeister bildet eine stehende Figur der römischen Komödie. Doch gerade hier zeigt sich so recht die Rohheit des Römers, die nur da zurücktritt, wo die Klugheit, die Berechnung, das Staatsinteresse es fordern. Frauen, die ihre eigenen Männer auswuchern, ja die Messalinen sind Schreckbilder dieser römischen Frauenemancipation. Aber auf der anderen Seite hat der Römer, indem er der Frau eine größe Oeffentlichkeit einräumt und sie in dieser Oeffentlichkeit vor der geringsten Beleidigung mit unerbittlicher Strenge schirmt, einen wichtigen Beitrag zum Ideal der Frau geliefert, und dieser Beitrag verräth seine römische Herkunft schon in seinem römischen Namen, es ist die Gestalt der Matrone.

Die spätere Entartung der römischen Frauen geißelt mit patriotischer Entrüstung der römische Geschichtsschreiber Tacitus, und als Spiegel hält er seinen Landsleuten die Sittenreinheit der germanischen Barbaren vor Augen. Germanisten, wie Karl Weinhold, Forscher von unbestechlichem Urtheil, mußten zugestehen, daß Tacitus, um den Gegensatz umso schärfer hervorzukehren, das Bild der germanischen Frauen gar zu hell malt, während er allen Schatten den römischen Frauen läßt. Allein, selbst seine Worte wahr genommen, was bedeutet es denn weiter, daß bei den Germanen Frauen das Priesteramt versahen, wenn diese Priesterinnen aus den Eingeweiden geschlachteter Feinde prophezeiten, oder wenn wir hören, daß die Germanen gewisse Frauen in heiliger Verehrung hielten, in dem Aberglauben, daß ihr Blick vor Allem magische Wirkungen ausübe? Erinnern wir uns nur der Gestalt einer Brunhild. Physische Stärke als weibliches Jedeal! Auch späterhin hören wir von solchen Heldinnen. Karls IV. letzte Gemahlin Elisabeth zerbricht Eisenstäbe wie Holz und auf einem Tournier zu Prag 1371 zerschlägt sie mit Leichtigkeit ein neues, großes und dickes Hufeisen. Cimburga, die Gattin des Erzherzogs Ernst des Eisernen von Oesterreich, kann einen Nagel mit bloßer Hand in die Wand schlagen und Nüsse mit den Fingern knacken. Ja die meisten der altdeutschen Frauennamen, wie Gertrud, Brunhild, Chriemhild, reden nur von Kampfgetön und Waffenspiel. Daneben der furchtbare Rachedurst einer Brunhild und einer Chriemhild, ein ganzer grausiger Krieg um des Rangstreites zweier Frauen willen! Und auf der anderen Seite die durchaus untergeordnete Stellung der Frau, die alle Arbeit verrichten muß, die man verkaufen und verschenken darf, wenn auch wohl später nicht unter so rohen Begleitumständen wie in der Frithjofsage. Da vererbt, wie Sie wissen, der König mit seinem Reich dem Frithjof gleichzeitig auch die Ingeborg und mit dem Todtenmahl wird zugleich auch der Brautlauf die neue Hochzeit, begangen.

Auch das Christenthum hat an diesen Zuständen wenig geändert. Kirchenschriftsteller der ersten Jahrhun-

derte sahen in der Frau den Erbfeind des männlichen Geschlechtes seit Evas Zeiten, etwas Inferiores und Unreines. Die Ehe galt ihnen höchstens unter all den Verirrungen, welche das Weib hervorruft, als die erträglichste, als ein nothwendiges Uebel. Man sagt nun allerdings, daß die Praxis selbst der leitenden Kreise dieser grausamen Theorie nicht immer genau entsprochen habe. Doch Eines hat uns die Kirche geschaffen, das volle Anerkennung verdient. Es stand der Frau, die nach Höherem, nach geistiger Bethätigung strebte, die Pforte des Klosters offen, freilich ein Leben in unsäglicher Gebundenheit. Aber die Reformatoren, welche die Frau noch gebundener, ihre Freiheit noch beschränkter wünschten, sie haben mit Aufhebung der Klöster für sie nur die allzu bekannte traurige Alternative geschaffen: entweder Ehe oder Spott oder gar Verachtung. Der Katholicismus hat uns wenigstens die Nonne gegeben, das Urbild — und wir dürfen hinzufügen — noch heute das Vorbild der Krankenpflegerin.

Einfluß auf die Gestaltung der sittlichen Verhältnisse in Deutschland gewann die Kirche besonders durch die Bewegung der Kreuzzüge. In ihrem Gefolge kam ein Mariencultus in Aufnahme, dem wir in weiterer Folge den Damendienst des Ritterthums zu verdanken haben. Es wird nun freilich auf der Schule nicht darauf hingewiesen, welch sittliche Fäulniß sich hinter dem glänzenden Flitter dieses Ritterthums verbarg. Es wird wohl kaum erzählt, daß die Damen, die sich diese Ritter erkoren, zumeist die Frauen Anderer waren, und zu welcher Sittenlosigkeit in den niederen Ständen ein solches Vorbild der Vornehmen führte. Die Geschichte „Von einem Blinden“ aus dem XIV. Jahrhundert und andere, in denen ein Tölpel von Ehemann von seiner Frau überlistet wird, zeigen zur Genüge, daß Boccaccio zu seinem Decamerone den Stoff nicht aus Italien allein hätte zu holen brauchen.

Die Figur des Pantoffelhelden, wozu sich hier ein Ansatz findet, ist von dem Volkshumor gründlich ausgebeutet worden. Nicht Jeder hatte die Kraft, jenem alten Sprüchlein

zu folgen: Kauf Deiner Frau einen guten Bast und henke sie an einen Ast! Man nannte einen solchen Unglücklichen, mit Anklang an den Namen Simon, Siman, d. h. sie, die Frau, ist der Mann, während man der Frau in Erinnerung an den Namen Erwein, Erwin den Titel Erweib gab. In Wien gab es bis in's XIX. Jahrhundert hinein, sogenannte Simandlbruderschaften, die sich bei einem guten Glas Heurigen mit altem Wiener Humor gegenseitig ihr Leid klagten, sie hatten ihre eigenen Statuten und regelmäßige Sitzungen. Am rothen Thurm in Wien war noch ein Schinken zu sehen, ein Pachen, wie der Volksmund sagte. Den durfte sich der herunter holen, der sich unumschränkten Herrn und Gebieter in seinem Hause wußte. Der Mautner am Thurm zeigte jedem Einwanderer diesen Schinken mit dem Bemerken, daß etliche hundert Jahr her der Schinken schon auf den Erlöser warte. Diesen Stoff verwerthet Hans Sachs zu seinem Schwank: Das Pachenholen im deutschen Hof.

Meine Damen und Herren! Das höchste Ideal der Frau sucht der Deutsche ohne Frage bei seinen classischen Dichtern, bei Schiller und Goethe. Das Lied von der Glocke, Herrmann's Dorothea, Faust's Gretchen, das sind Gestalten, die ihm von Jugend auf liebvertraut, zu treuen Begleitern durch's ganze Leben werden. Mit den Augen seiner großen Dichter sieht er seine Mutter, seine Frau, seine Tochter, „das ewig Weibliche“, das er in ihnen allen verehrt, aus dem Born seiner classischen Dichtung hat er's geschöpft. Und wie seltsam, diese kerndeutschen Gefühle, Gedanken und Gestalten, sie sind nie und nimmer auf deutschem, nie und nimmer auf arischem Boden gewachsen. Sondern das alte Judenbuch, die Bibel, hat sie geschaffen. Die racenstolzen Germanen können dies auch dem Juden nicht verzeihen, wie sie es auch als schwere Kränkung empfinden, daß das älteste deutsche Buch (Wulfila's Bibelübersetzung) und das älteste deutsche Gebet (das sogenannte Wessobrunner Gebet, eine Compilation aus Versen der Genesis) jüdischen Ursprunges sind. Daher und daher allein der immer sich erneuernde Ansturm gegen die Bibel, den „Nimbus des auserwählten Volkes“.

Ja, das Alte Testament reicht die Milch der deutschen Denkart all den Geschlechtern seit Schiller und Goethe, nicht zu reden von den voraufgegangenen Jahrhunderten, zumal seit der Zeit der Reformatoren, und nicht zu reden von den zahlreichen deutschen Sagen, die aus jüdischem Holz ihr Gebilde schnitzten. Nur ein Beispiel, weil eines der schlagendsten und wichtigsten und doch am wenigsten bekannten. Wir alle haben auf der Schulbank die Geschichte von den Weibern von Weinsberg lernen müssen. Diese Geschichte wird stets und überall citirt, wenn von deutscher Frauentreue die Rede ist. Es sollen die Frauen im Jahre 1140, als man ihnen allein den freien Abzug aus der Feste gestattete und sie auch mitnehmen durften, was sie auf dem Rücken tragen konnten, es sollen da die Frauen rüstig ihre Ehemänner aufgeladen und so vor dem sicheren Tode gerettet haben. Ganz ähnliche Geschichten werden von anderen deutschen Städten, werden auch von Rußland und Ungarn erzählt; sie finden sich bereits in Grimm's Märchen. Da liest das Kind schon das Märchen von der klugen Bauerntochter. Wie erstaunt werden nun die Herren Arier sein, wenn man ihnen erzählt, daß diese Geschichte gar nicht deutschen Ursprungs ist, sondern daß sie — horrible dictu — die alten Rabbinen sich schon erzählten. Im Midrasch „zum Hohen Lied“ heißt es: „Ein Mann wollte sich von seiner Ehefrau scheiden und er gestattete seiner Frau, das Kostbarste aus dem Hause mitzunehmen. Kaum ist er eingeschlafen, da schafft ihn die Frau in ihr Vaterhaus und beim Erwachen sagt ihm die Frau schelmisch: „Du hast mir ja erlaubt, das Kostbarste aus dem Hause mitzunehmen und ich habe auf der Welt nichts Kostbareres als Dich.“ Die Beiden gingen nun Hand in Hand zu Rabbi Simon ben Jochai, der betete für sie und sie söhnten sich wieder aus. Oder wenn die Chroniken schlesischer Städte von Frauen melden, welche ihre Stadt aus der Hand der Schweden gerettet haben, so sind das nur Nachbilder jener Frau in Thebez, die dem Abimelech das Haupt zerschmettert.

Diese literarischen Beziehungen sind vielleicht dem Einen oder Anderen weniger bekannt. Aber es ist wohl

Keiner unter uns, dem nicht auf den ersten Blick, auf die bloße Erinnerung hin, der biblische Ursprung der Brunnenscene in Herrmann und Dorothea klar wird. Rebekka, die nicht nur dem müden Wanderer den Labetrunk reicht, sondern auch mit dem Thier Erbarmen hat, Rahel, die sich am Brunnen zu Jacob findet, das sind Scenen, die einem Goethe sich tief in die Seele senkten, und das „Hohe Lied“ gab ihm gar manchen Rath und Wink, als er sein Gretchen und sein Clärchen im „Egmont“ schuf. Aber vor Allem das volksthümlichste aller deutschen Gedichte, die „Glocke“, es hat das Bild der biederen Hausfrau — „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder“ — es hat diesen Kern und Mittelpunkt dem letzten Capitel der Sprüche des weisen Königs entlehnt, jener Stelle, mit der jeden Sabbath-Abend der jüdische Gatte der escheth chajil, der Hand dankt, die ihm das Sabbathlicht entzündet, die ihm die Sabbathfreude in das öde Dunkel des Alltags trägt.

„Glücklich, wem ein Biederweib beschieden,
Höher ist denn Perlenschmuck ihr Werth.
Ihre Hand verheißt dem Gatten Frieden.
Sie beglückt und verschönt des Hauses Herd.“

Und doch, meine Herren, vergleichen Sie einmal Schiller mit dem Dichter der Sprüche und eines wird Ihnen sogleich in die Augen fallen. Schiller rühmt wirklich nur die tüchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder. Aber gerade das Wichtigste, das specifisch Jüdische hat er übersehen, und dieses Uebersehen besagt mehr als die dicksten Bände über den Unterschied zwischen deutscher und jüdischer Denkungsart. Der Spruchdichter rühmt nicht nur die tüchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, sondern sagt:

„Freundlich stets den Leidenden und Armen
Speist und kleidet ihre milde Hand.“

Und weiter:

„Und ihr Gatte sitzt im Rathe droben,
Ist geehrt und angesehn im Land“.

Ihr dankt er weisen Rath und thätige Hilfe auch im geistigen Ringen.

Und schließlich heißt es so echt jüdisch:

Tand ist eitel und Schönheit flüchtig,
Lob sei dem frommen Weib gebracht."

Ja, das barmherzige, gottergebene Weib, das als ebenbürtige Gefährtin mit dem Manne auch sein Denken und Fühlen theilt, das Weib als gleichberechtigtes Wesen ist jüdisch oder, wenn man will, hebräisch. Niemals gelang dem Griechen und niemals konnte ihm gelingen die glückliche Synthese, die Vereinigung der züchtigen Hausfrau und der geistigen Gefährtin, die Vereinigung des praktischen und idealen Frauenberufes, der Gattin und Geliebten in einer Person Und es ist kein Wunder, daß der gewaltigste Herrscher im Reiche der Töne, der selbst den Zauber jüdischen Frauenreizes empfunden, daß Beethoven in seiner unvergleichlichen Apologie des Weibes, im Fidelio, sich den Schluß geholt aus jenem alten Judenbuche: Wer ein solches Weib gefunden, stimm' in unsern Jubel ein! Und wer das herrliche Wort auf den Fittigen der gewaltigsten Töne gen Himmel jauchzen hört, wer, sage ich, sollte als Jude sein Herz nicht schwellen fühlen in dem Bewußtsein: Das ist unser!

Die jüdische Volksanschauung von der Stellung und der geistigen Individualität des Weibes spiegelt sich schon wider in der Schöpfungsgeschichte, in der Schilderung des ersten Menschen vor und nach der Schöpfung des Weibes. Da lesen wir: Und Gott, der Herr, bildete den Menschen aus Staub von der Erde und hauchte Lebensodem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele": Und weiter heißt es: „Er brachte die Thiere zu dem Menschen, um zu sehen, wie er sie nennen würde." Worin äußert sich also die Menschenseele? Sie schaut die sie umgebende Welt an und gibt ihr Namen. Sie staunt nicht über die Fülle der prächtigen Erscheinungen, sie freut sich nicht über die Schönheit des reichbesetzten Gartens, sie fühlt den Gott nicht, dessen Stimme sie hört, Andacht durchschauert sie nicht, Demuth beugt sie nicht nieder, Jubel erfüllt sie nicht, — nein, sie gibt dem Thierreich Namen.

Das ist die Thätigkeit des Verstandes. Der Verstand ordnet und trennt, stellt Gleiches zu Gleichem, gliedert alles in ein System ein. Ein lebensfähiger Organismus und reiner Verstand geben aber noch keinen Menschen, es muß eine neue Sphäre seinem Wesen gleichsam zu Hilfe geschaffen werden." Aus der Brust, dem Sitz des Herzens, entsteht das Weib, — der kalte Verstand schläft bei dieser Schöpfung. Als er erwacht, benennt er dies neue Wesen „Männin". Aber dies ist kein bloßes Nennen mehr, es ist ein Ausruf froher Ueberraschung. „Das bin doch Ich!"

Das Weib ist für den Mann Welt und Ich zugleich Durch sein geheimnißvolles Doppelwesen stellt es zwischen Mensch und Welt ein inniges Band her. Zum erstenmal empfindet der Mensch sich selbst im äußeren Gegenstand. Der Mensch fühlt anschauend, das ist das Wesen der Weibesschöpfung. Durch die Bande des Gefühls hineingezogen, wird der Mann zum lebendigen Theil des Alls. Wären wir auf dem ersten Stand der Menschenschöpfung stehen geblieben, so könnten wir allenfalls einst als fleißige Schüler mit unserem Rechenheft vor Gott hintreten und sagen: „Hier hast Du die letzten Namen, die der Verstand uns gestattet, den Dingen zu geben, wir sind zu Ende". Aber durch das Weib gewinnen wir die Fähigkeit der ästhetischen Anschauungsweise, die, einmal geweckt, ihre Netze um die weite Welt zieht. Mit dem Weibe wurde Schönheit und Liebe der Welt geschaffen. Vor den Augen des Mannes und des Weibes, vor den Augen des M e n s ch e n lag das Paradies.

In der Erzählung vom Sündenfall sodann haben ältere und neuere Gegner der Bibel einen antisocialen Zug entdecken wollen. Denn bei der Vertreibung aus dem Paradies wird dem Manne gesagt: Sühne Dein Vergehen durch Arbeit. „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot genießen." Und dem Weibe wird zugerufen: Läutere Dich, durch Liebe „nach dem Manne sei Dein Verlangen." Arbeit und Liebe trügen somit den Charakter einer Gottesstrafe. In Wahrheit birgt aber gerade diese Erzählung einen socialethischen Gedanken von unvergleichlicher Größe und Erhabenheit.

Der Mensch konnte aus dem Paradies verwiesen werden, weil es von vornherein nur ein Geschenk, eine Gnadengabe und nicht sein eigen war. Aus dem Schicksal des ersten Menschenpaares konnten und sollten die nachfolgenden Geschlechter lernen, daß Alles, was dem Menschen unverdient in den Schoß fällt, was er nicht durch eigene Arbeit sich schafft und erringt, sondern durch Verkettung günstiger Umstände mühelos gewinnt und ererbt, keinen sicheren Besitz darstellt und einem Umschwung der Verhältnisse leicht zum Opfer fällt. Ein Heim, aus dem ich ausgewiesen werden kann, ist das denn in Wahrheit ein Paradies? Das wirkliche Paradies muß der Mensch erst sich selber schaffen. Und als Mittel dazu hat ihm Gott gegeben: Arbeit und Liebe. Das Schaffen und Mühen, die emsige Arbeit des Mannes, die hingebende Liebe des Weibes gestaltet die Hütte des ärmsten Proletariers zu einem wahren Paradies.

Die Liebe soll die Ehegatten für das Leben unauflöslich verbinden. Anders darum ist der Hergang bei der Schöpfung des Menschen als bei der Entstehung der Thierwelt. Während bei der Entstehung der Thierwelt der Schöpfer sogleich von jeder Gattung ein Paar bildet, zwei gesonderte Wesen von jeder Art zum Zwecke der Erhaltung und Erneuerung, hat er bei der Entstehung des Menschen zunächst nur Adam allein geschaffen und dann erst aus seiner Rippe das Weib gebildet. Es sollen nämlich in der menschlichen Familie Mann und Weib sich als Theile eines Ganzen fühlen, miteinander leben, nicht wie bei den Thieren nebeneinander einhergehen. Die dauernde Lebensgemeinschaft der Gatten soll nicht nur als sittliche Forderung, sondern als Naturnothwendigkeit erkannt werden. Das scheint auch der Sinn zu sein jener dunkeln Wendung in der jüdischen Trauungsliturgie והתקין לו ממנו בנין עדי עד „Aus ihm — dem Manne — hat Gott geschaffen einen Bau für die Ewigkeit" — ממנו aus dem Manne selbst, damit die Ehegemeinschaft eine dauernde, das zu gründende Haus unzerstörbar sei.

Für die Stellung der Frau im jüdischen Volke bezeichnende Documente liefert der Wortschatz der hebräischen Sprache.

Wenn schon die allgemeine Bezeichnung der Frau אשה „Männin“ von demselben Stamm wie איש „Mann“, auf ihre Gleichwerthigkeit und Gleichberechtigung hinweist, so stellt der andere Name גבירה oder גברת eigentlich „die Starke“, „die Herrin“, das Wesen der Hausfrau in das rechte Licht. Ihr wird das Recht zuerkannt, das Regiment im Hause zu führen. Der Mann herrscht, doch er regiert nicht. Wie ein guter Monarch und ein tüchtiges Parlament sollen sich beide ergänzen. Abraham, unser Stammvater, wird sogar von Gott angewiesen, Alles zu thun, was Sara für gut befindet.

So findet denn die innige Lebensgemeinschaft der Gatten ihren literarischen Niederschlag in gefühlsinnigen, gemüthvollen Aussprüchen unserer alten Weisen. „Wem die Frau stirbt, dem ist's, als ob sich die Welt ihm verfinstere“ oder „der Mann stirbt nur seiner Frau ab, die Frau nur dem Manne“. „Der Altar vergißt Thränen über den Gatten, der sich von seiner Frau scheiden läßt“. Wo die Gatten in Frieden leben, da wählt Gott seinen Wohnsitz. Die Rabbinen wissen das sogar ad oculos zu demonstriren. Die Worte איש Mann und אשה Frau enthalten nämlich das erstere ein י das zweite ein ה, zusammen also den Gottesnamen יה Gott wohnt im Haus, wo Mann und Frau zusammenhalten Fehlt aber Gott, fehlt das י und ה in איש und אשה so bleiben von dem einen wie von dem anderen Worte nur die Buchstaben ש und א es gibt auf der einen wie auf der anderen Seite אש Feuer.

Nun schärft freilich der Talmud dem Ehemann ein die Frau „mehr als sich selbst zu ehren“ und zu schätzen, sie mit Liebe und Auszeichnung zu behandeln, und noch heute ist das alte Trauungsformular in Geltung, worin der Mann verspricht, die Frau zu versorgen und zu ernähren, selbst, wie es wörtlich heißt, wenn er den Rock vom Leibe verkaufen müßte. Der jüdische Ehemann hat diese Verpflichtungen auch stets selbst um den Preis der größten Entbehrungen und Opfer innegehalten. Allerdings war die Frau schon im elterlichen Hause zur Bescheidenheit in den An-

sprüchen aus Leben erzogen, sie hatte gelernt, das höchste Glück in der Häuslichkeit zu suchen und zu finden.

Das mußte die Eheschließung, die Gründung des eigenen Heims naturgemäß erleichtern. Heute — ich rede natürlich nur von Verhältnissen außerhalb dieses Kreises — wird in den wohlhabenden jüdischen Familien der Segen der Einfachheit vielfach unterschätzt. Wo der Familienvater sich etwas, sagen wir eine Million, erworben hat und es sind sechs Kinder im Hause, da wird das Kind zu einer Lebensführung nicht etwa für den sechsten Theil einer Million erzogen, sondern die Lebenshaltung jedes einzelnen Kindes entspricht dem Besitz einer ganzen Million. Solche Erscheinungen verschlechtern die sociale Lage, erschweren die Gründung eines eigenen Hausstandes.

Nun sieht aber der Talmud gerade in der Eheschließung die beste Lösung der Frauenfrage. Aus dem Geiste des Talmuds kam auch der treffende Aus pruch einer gescheidten Dame, daß es im innersten Kern nur eine Frauenfrage gibt, das ist zu allen Zeiten und in aller Ewigkeit die Frage nach dem Mann. Nur daß die Frage je nach dem Alter des Mädchens variirt. Bis zu 20 Jahren fragt sie: „wie" ist er?. Zwischen 20 und 30 heißt es bereits: „was" ist er? Später aber hört man blos noch: „wo" ist er?.

Wir stehen hier vor einer Thatsache von tiefernster Bedeutung, welche nicht das Schicksal der Frau allein, sondern den socialen Organismus in allen seinen Verzweigungen angreift.

Die schwierigen Erwerbsverhältnisse reduciren die Zahl der Eheschließungen. Der Mann muß immer mehr die Lasten scheuen, Frau und Familie standesgemäß zu ernähren. Aber die Frau, die er so aus dem Hause bannt, treibt er damit in den Kampf um den Erwerb, er selbst schafft sich in ihr eine gefährliche Concurrentin, die seine Arbeitskraft noch mehr anspannt, als es die Sorge um den eigenen Herd vermocht hätte, zumal das Weib bei seiner Genügsamkeit und zähen Ausdauer jedes Arbeitsangebot des Mannes unterbietet.

In eindringlichen Worten werden im Talmud die Männer zur Eheschließung ermahnt und er ist gar schlecht auf die zu sprechen, die ein gewisses Alter zurückgelegt haben und in Ehelosigkeit verharren. Er besteitet ihnen förmlich das Recht, sich Mensch zu nennen. Die päpstliche Censur hat diese Talmudstelle als gegen Clerus und Cölibat gerichtet in vielen Talmudausgaben ausgemerzt.

Im Sefer Hamiddoth findet man eine Mahnung an den Arbeitgeber, bei Bemessung des Lohnes daran zu denken, ob der zu Entlohnende vermählt ist, eine Frau zu ernähren hat. Dieses kostbare Wort sollte von unseren Staatsmännern beherzigt werden. Wenn der Staat, der von social-politischer Moral überfließt, solange er die Lasten auf die Schultern Anderer abwälzen kann, in Erkenntniß seiner eigensten Mission und Aufgabe, die Gehälter seiner Angestellten dahin differenziren würde, daß die verheirateten Beamten nicht nur im Allgemeinen ein entsprechend höheres Gehalt gesetzlich zu beanspruchen hätten, sondern der Percentsatz der Aufbesserung gerade in der untersten Kategorie mit dem höchsten Satze beginne, Land und Gemeinde zu gleichen Verfügungen bestimme, wie rasch würde die Zahl der Eheschließungen sich vermehren. Und wenn Sie erwägen, daß die Gehälter der Privatbeamten erfahrungsgemäß sich nach denen der Staatsangestellten richten, so werden Sie vielleicht zugeben, daß in den citirten Worten des Sefer Hamiddoth kein social-politisch recht wirksames Recept zur Vermehrung der Zahl der Eheschließungen enthalten ist und wenn auch kein radicales Heilmittel aber eine momentane Abhilfe für einen beträchtlichen Theil der modernen Frauenfrage. Für eine olche Gesetzesreform die Agitation in allen Staaten einzuleiten, wäre Aufgabe und Pflicht der Persönlichkeiten an der Spitze der modernen Frauenbewegung und hier wäre ihnen die Unterstützung der Gutgesinnten innerhalb jeder Partei ganz gewiß sicher.

Gatten- und Mutterpflichten! Das war das Hochziel des Ehrgeizes der Frau in der jüdischen Vergangenheit. Wenn der Prophet nach Worten ringt, um die Treue Gottes

gegen Israel zu zeichnen, da wählt er das Bild der Mutter „Vergißt die Mutter je ihres Kindes?“

Mit besonderer Auszeichnung und Würde wurde die alte Frau umgeben. Im Talmud heißt es: Eine Greisin im Hause ist ein Schatz im Hause, eine Sentenz, die erst rechte Beleuchtung findet durch den deutschen Jäger-Brauch, umzukehren, wenn man einer alten Frau begegnet oder durch das Wort Hoffmanns von Hoffmannswaldau: Die alten Weiber sind die größte Zier auf Erden. Ich mein’ alsdann, wenn sie hineingelegt werden.

Der Talmud geht in seiner Courtoisie sogar soweit, der Schwiegermutter das Wort zu reden. Er empfiehlt sie als Rettungsanker in finanziellen Nöthen, er preist ihre Sorge um das leibliche Wohl des Schwiegersohnes. Wie übel der guten Schwiegermutter oft gelohnt wird, deutet das classische Beispiel der Frau Lots an, die, als sie nach ihren Schwiegersöhnen sich umsah, zur Salzsäule wurde.

Meine Geehrten! Neben einer Rahel, neben einer Hanna steht gleichfalls auf biblischem Boden die überragende Gestalt einer Debora, einer Dichterin und Prophetin, Führerin und Richterin, einer Gestalt, in der die kühnsten Zukunftsträume der modernen Frauenrechtlerinnen sich überboten sehen. Wie hoch steht sie über der mystischen Erscheinung der Jungfrau von Orleans. Ihre gewaltige Führergabe hält nicht nur in der Feldschlacht, sondern auch im Frieden vor, da richtet sie das Volk, Strategin und Richterin in einer Person. Und wie hoch überragt sie die englische Elisabeth, denn nicht ihrer Geburt und Abstammung, sondern eigener Kraft dankt sie den Platz an der Spitze ihres Volkes. Wie herrlich stolz steht sie vor uns, wie sie fortlebt im Liede des Volkes, wie kraftvoll ihr Hohn, der die Männer geißelt, die ihrem trägen Behagen das Wohl des Volkes opfern oder vor lauter gründlichem Rathen die rettende That versäumen.

Ihr Beispiel allein zeigt, wie dem Judenthum jede Beschränkung weiblicher Kraftentfaltung auf den

Gebieten geistiger, öffentlicher Thätigkeit von Haus aus völlig fremd ist.

Wie kühn und mit welcher Todesverachtung, mit welchem Heldenmuth geißelt Hulda, die Prophetin, die Laster der Könige und Großen der Erde!

Diese Prophetin wird über den Inhalt des Gottesbuches befragt und es ist der König Josia, der auf den Rath des Hohepriesters Chilkija eine Gesandtschaft zu Hulda beordert, um ihr Urtheil einzuholen.

Die Lehrworte und Sentenzen, welche der Talmud von gelehrten Frauen aufbewahrt, zeichnen sich aus durch Klugheit, durch milde Gesinnung und Herzensgüte, so das berühmte Wort der weisen Beruria, als sie ihrem Gatten zuruft: „In der heiligen Schrift heißt es wohl: es sollen Sünde und Frevel untergehen; es heißt aber nicht: die Sünder und Frevler sollen untergehen". Dem irrenden Menschenkinde gegenüber sind wir von den Pflichten der Liebe nicht entbunden.

Selbst in den düstersten Zeiten unserer Geschichte hat jüdischer Frauengeist sein Licht leuchten lassen. Als Raschi, der große Commentator, erkrankte, war seine Tochter sein Secretär; Hanna, die Schwester des Rabbenu Tam, unterwies Frauen in ihren religiösen Pflichten, bedeutende Rabbinen citiren Frauen als Autoritäten auf religiösem Gebiete. Pellicanus, einer der bekanntesten Hebraisten in Deutschland zu Beginn des 16. Jahrhunderts, erzählt in seiner Autobiographie: er sei zum Studium des Hebräischen veranlaßt worden, weil er gehört, ein Doctor der Theologie sei in einer Disputation mit einem Juden über die christliche Religion durch die Beweisführung nicht nur dieses Juden, sondern auch einer Jüdin überwunden worden. In Italien war die Zahl gelehrter Jüdinnen noch weit größer. Ich weise auch hin auf Sara Copia Sullam und die Dichterinnen, die Immanuel von Rom erwähnt. Unter den Aerztinnen in Italien finden wir eine Rebecca Guarna in Salerno, welche Landau für eine Jüdin hält. Jüdische Aerztinnen begegnen

uns schon im Mittelalter auch in Deutschland, in Würzbnrg und Frankfurt.

Die jüdische Frau im Erwerbsleben hat nicht minder ihre großen Traditionen. Zahlreich waren jene Frauen, welche von ihrer Hände Fleiß in hartem Ringen mit des Lebens rohen Gewalten für Mann und Kinder sorgten, nur um ihm und den Söhnen Muße und Mittel zum Studium zu schaffen. Man lese ferner die Memoiren der Glückel von Hameln, einer echten Großkaufmännin, und vergleiche sie mit den Memoiren zeitgenössischer Fürstinnen, und wie eine neue Offenbarung wird Manchen überkommen dieser Einblick in ein jüdisches Frauenleben.

Der wirthschaftlichen und ökonomischen Gleichberechtigung der Frau hat schon die Bibel ein eigenes Capitel gewidmet, das interessante Capitel von den fünf Töchtern Zelofchad's, eine reizende Scene, die würdige Darstellung von Künstlerhand verdient. Kluge energische Mädchen, die das richtige Wort zu wählen wissen und es frei und offen vor dem Mächtigsten zu sprechen Muth genug haben, treten vor den Gesetzgeber und Führer Moses, vor den Hohepriester und die Aeltesten des Volkes hin, fordern ihr Recht und reclamiren ihren Antheil an dem Besitz des Volkes bei der bevorstehenden Vertheilung des nationalen Bodens. Mit ihrer klugen Rede bringen sie den greisen Gesetzgeber einen Moment in Verlegenheit, er muß sich bei Gott erst Raths holen, was er den unerschrockenen Sprecherinnen antworten soll.

Dann kam die große Sensation. Das göttliche Urtheil war ein Triumph der jugendlichen — eigentlich der ältesten — Verfechterinnen des Frauenrechtes und lautete: „Recht ist, wie die Töchter des Zelofchad gesprochen."

Die alten Rabbinen scheuten sich nicht, freimüthig anzuerkennen:

שראתה עינן מה שלא ראתה עינו של משה.

„Das Auge dieser Schwestern sah, was Moses Auge nicht schaute." Die Mädchen haben schärfer gesehen als der große Gesetzgeber.

Wahrlich, schon allein wegen dieses Capitels müßte die Bibel das Lieblingsbuch jeder modernen Frau sein.

Meine Damen und Herren! Zu den vornehmsten Merkmalen der jüdischen Frau zählte ehemals unentwegte Volkstreue, innige Liebe zum Judenthum.

Der Prophet Elia fragt die Sunamitin, ob sie etwa seiner Fürsprache beim Könige bedürfe. Und sie gibt ihm die edel stolze Antwort: „Unter meinem Volke wohne ich", ich strebe nicht nach königlicher Gunst und Gnade, nicht nach Titeln und öffentlichen Ehren, in meinem Volke und füd mein Volk lebe und wirke und schaffe ich.

Von den Frauen unserer Vergangenheit wurde m.t Recht gesagt: „Dem jüdischen Weib ist die erstaunliche nur räthselhafte Erhaltung des jüdischen Stammes gelungen Das ist sein Ruhm nicht blos in der Geschichte des eigenen Stammes, sondern in der Weltgeschichte."

Meine Damen und Herren! Wenn eine Zeit verfallen und klein erscheint, so müssen ihre Frauen gesunken sein; auf dem Hochsinn seiner Mütter ruht die Dauer und die Zukunft eines Volkes. Gelingt es, unsere Frauen und Töchter wieder mit Stolz und Liebe für unsere herrliche Vergangenheit zu erfüllen, werden sie ihre Hauptaufgabe nicht darin erblicken, die Außenwelt durch den Zauber ihrer äußeren Erscheinung zu beglücken, sondern, wie ehemals ihre Seele schön und edel zu bilden; werden unsere Töchter sich nicht genügen lassen, in der Kunst und Literatur aller Völker, sondern auch in der reichen Literatur und wunderbaren Geschichte des eigenen Volkes heimisch zu sein und ihren Stolz darein setzen, im Hause die Pflegerin jüdischer Gesinnung und in der Gesellschaft ein Apostel des jüdischen Gedankens zu sein, dann wird die Zukunft uns eine neue Blüthe bringen.

Das ist der eigentlich wichtigste und wesentlichste Theil der Frauenfrage im und für das Judenthum. Ernst ist die Zeit für Israel, Tausende von Gefahren umdrohen es rechts und links, allein es schaut in diesem drangvollen

Moment nur auf seine Frauen und Töchter, von ihnen allein hängt die Entscheidung, hängt die Zukunft ab. Gelingt es, die edlen Traditionen des jüdischen Weibes und der jüdischen Mutter in unserer Mitte zu erneuern, dann bleibt uns kommendes Geschlecht dem Judenthum erhalten und das Judenthum unserem kommenden Geschlechte.



Schriften

von

Dr. Max Grunwald.



M. Grunwald. Mittheilungen zur jüdischen Volkskunde. Hamburg. Verlag der Gesellschaft für jüdische Volkskunde. — Ein unbefangener und gewiß competenter Beurtheiler Prof. S. Kraus in Budapest schrieb über dieses neue Wissensfach in der ungarischen Zeitschrift „Ethnographia" (IX, 326):

„Von der erfreulichen Ausbreitung der Folklore zeigt der Umstand, daß sich nunmehr die Wissenschaft auch mit dem Leben der Juden, als einer eigenartigen Volksschichte, befaßt. Am 1. Jänner 1898 wurde in Hamburg eine Gesellschaft gegründet, zu dem Zwecke, daß die Erkenntniß des inneren Lebens der Juden gefördert werde. Schon hat die Gesellschaft auch in Oesterreich und Ungarn eine stattliche Zahl von Mitgliedern. Ihre Aufgabe ist eine weit ausgedehnte, denn außer dem Leben der eigentlichen Juden — und wie sind doch auch diese in viele Länder getheilt! — zieht sie in den Kreis ihrer Forschung auch solche exotische Elemente des jüdischen Volkes, als da sind die schwarzen Juden in Indien, die Falaschas in Abessynien, die Neger-Juden auf dem Loango-Gebiet und die Juden auf Madagaskar. In den westlichen Staaten Europas stirbt das eigenartige jüdische Leben rasch aus, aber um so zäher hält es sich in Polen und Rußland und ebenso im Orient. Die Gesellschaft gründet zugleich ein ethnographisches Museum aus Objecten, die auf das Judenthum Bezug haben. Das erste Zeichen ihrer Wirksamkeit gibt die Gesellschaft in ihrer reichhaltigen Publication: Mittheilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde, von M. Grunwald. Das erste Heft im Umfange von 120 Seiten hat einen abwechselnden und sehr lehrreichen Inhalt wir überblicken nun das ganze riesige Feld, welches von der Gesellschaft angebaut werden soll .... Man hat keine Ahnung, was in so einem anspruchslosen Hefte Alles enthalten ist. Dabei ist zu bemerken, **daß sämmtliche Artikel von dem Herausgeber selbst herrühren**; außerdem begegnen wir nur noch einen Artikel von Professor David Kaufmann. (Zu den jüdischen Namen.) Durch obere Skizze ist es genügend ersichtlich, daß die Leiter der Gesellschaft der jüdischen Volkskunde ein sicheres Ziel sich gesteckt haben, das man durch die Folklore erreichen kann, und daß in dem Stoffsammeln ihrer Aufmerksamkeit nichts entgeht, was geeignet ist, auf das Volksleben ein Licht zu werfen."

An einer anderen Stelle schreibt der Budapester Professor:

„Heft V der „Mittheilungen" enthält, natürlich wieder nur von M Grunwald geschrieben, einen Auffsatz „Aus Hausapotheke und Hexenküche", der außer allgemeinen Ausführungen über das Wesen des Zaubers und nebst dem Formular von jüdischen Amuletten nicht weniger als 240 Nummern des Zaubers umfaßt. Welche Mannigfaltigkeit, aber auch welche Abhängigkeit von anderen Culturen! Der Herausgeber, der in den bisher erschienenen sechs Heften der

„Mittheilungen“ einen seltenen Fleiß und eine ungeheuere Belesenheit bekundet, zeigt sich erst in der „Hausapotheke“ und in der „Hexenküche“ wahrhaft zu Hause, und liest man seine zu den einzelnen Punkten gegebenen Nachweise und Parallelen, dann wird man es recht gewahr, daß wir es hier nur der Form, nicht dem Wesen nach mit jüdischen Elementen zu thun haben.“

Professor Kraus fügt hinzu:

„M. Grunwald, der Verfasser der preisgekrönten Schriften „Spinoza in Deutschland“ und „Die Eigennamen des Alten Testaments“ und anderer Schriften und Aufsätze, beschränkt sich nicht, wie es die meisten Gelehrten thun, auf die stille Wirksamkeit im Studirzimmer, sondern ist bestrebt, praktische Erfolge zu erzielen. Er stand ganz allein auf dem Plane, als am 1. Jänner 1898 die Gesellschaft für jüdische Volkskunde, mit dem Sitze in Hamburg, ins Leben trat, und heute ist bereits eine Schaar von gelehrten Männern von den gleichen Bestrebungen beseelt.“

M. Grunwald, **den wir den Begründer der jüdischen Volkskunde nennen können,** steht, was eigentliche Forschung aber anbelangt, bis nun auch allein da, denn die von anderwärts gekommenen Beiträge, wenn auch werthvoll, gehen über gelegentliche Aufzeichnungen nicht hinaus.“

M. Grunwald. Portugiesengräber auf deutschee Erde, Beiträge zur Cultur- und Kunstgeschichte Hamburg, Alfred Janssen, 1902, 8°, 160 Seiten. — **Das officielle „Organ der zionistischen Vereinigung Deutschlands", die „Jüdische Rundschau" in Berlin, Nummer 43 vom 22. October 1902, hat in einem Artikel dieses Buch und seinen Verfasser besprochen. Nach einem hier nicht reproducirbaren Ausfall gegen hervorragende Theologen heißt es dort.**

„Indem sie bei den Gebildeten ihres Volkes und besonders bei seinen Rabbinern künstlich das Nationalgefühl untergruben, bewirkten sie den Untergang der in Deutschland eben erblühten jüdischen Wissenschaft, die von unseren östlichen national-jüdischen Brüdern aufgegriffen wurde. Es ist dabei charakteristisch, daß die Söhne unserer Rabbiner gute Rechtsanwälte und Aerzte, auch Professoren auf verschiedenen Wiss nsgebieten sind, daß aber kaum einer etwa auf dem Gebiete jüdischen Wissens überhaupt etwas oder gar Nennenswerthes leistet. Eine jüdische Wissenschaft wird bei uns erst wieder Früchte tragen können, wenn mit Geiger'schem und Holdheim'schen Geist und seiner Geistlosigkeit gründlich aufgeräumt ist."

„Umsomehr sind die wissenschaftlichen Leistungen der wenigen Gelehrten anzuerkennen, die sich nicht genügen lassen, den zum Rabbinerthum merkwürdigerweise nothwendig erachteten Doctortitel durch die Herausgabe eines Stückchens Handschrift von Maimonides oder gar durch eine pseudowissenschaftliche Untersuchung Wellhausen'scher Nachahmung zu erwerben. Einer dieser Gelehrten, der noch lange nicht genug bekannt und anerkannt ist, ist Grunwald in Hamburg."

„Sein neues Buch „Portugiesengräber auf deutscher Erde" über die sephardischen Gemeinden an der deutschen Nordseeküste reiht sich würdig seinen früheren Arbeiten an. Es ist ein gediegenes, mit wissenschaftlicher Akribie geschriebenes Werk, das in seiner Art am meisten an die Arbeiten des Frankfurter Archivars Kriegk auf ähnlichen Gebieten der deutschen Culturgeschichte erinnert. Mit staunenswerthem Fleiß ist das reiche Material zusammengetragen und mit großer Umsicht geordnet worden. Es ist ein todtes Stückchen des jüdischen Stammes, dem dieses Buch einen Leichenstein setzt. Dieses portugiesische Judenthum in Hamburg 2c. ist daran gestorben, daß es sich für ein ganz exquisites Stück des Judenvolkes hielt. Sie wollten

durchaus Ausnahmsjuden sein, und Ausnahmsjuden sind nicht lebensfähig. Für das Judenthum selbst hat diese zumeist reiche Kaste eigentlich nichts geleistet. Sie haben stets mit Verachtung auf das deutsche Judenthum herabgesehen, das arm und gesund war. Es ist bezeichnend, daß ein aschkenasischer Jude die Grabsteine sammelt, um die Portugiesengräber auf deutscher Erde in einem literarischen Friedhof zu vereinigen."

Eine ähnliche Beurtheilung erfuhr dieses Buch in einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" von Professor A. Sulzbach und sie stimmte überein mit dem Urtheil, welches Dr. M. Kayserling, Budapest, der Begründer der Forschung über die Geschichte der spanisch-portugiesischen Juden, in einem Schreiben an den Verfasser äußert:

„Wie in Ihren früheren Werken muß man auch in dieser Schrift Ihren immensen Fleiß und Ihre seltene Umsicht bewundern. Durch dieselbe, die eine wesentliche Lücke in der Geschichte der Sephardim ausfüllt, haben sie sich den Dank aller Freunde der Specaligeschichte erworben."

Grunwald Max: Juden als Rheder und Seefahrer. Berlin: M. Poppelauer 1902. 13 Seiten. Octav.

Die „Jüdische Rundschau“, Organ der Zionistischen Vereinigung Deutschlands, Nr. 51 vom 19. December 1902, schreibt Seite 93 über diese Schrift:

„An der Klaue erkennt man den Löwen. So zeigt sich auch in diesem kleinen Schriftchen, das nicht besondere Beachtung beanspruchen will, die exacte Art des Arbeitens, wie sie Grunwald auszeichnet. Unsere Leser haben kürzlich über ein ähnliches Thema zur Handelsgeschichte der Juden im früheren Mittelalter an dieser Stelle Näheres gefunden, und die Gefallen an der populären Arbeit gefunden haben, werden gewiß gelegentlich gern und mit Vortheil auf Grunwald's Arbeit zurückgreifen. Wir werden uns auch ferner nicht scheuen, Grunwald's Bedeutung auf jüdisch-wissenschaftlichem Gebiete uneingeschränkt und wahrheitsgetreu anzuerkennen, wenn wir uns auch gelegentlich wieder einmal gewärtigen lassen müssen, daß die „Oesterreichische Wochenschrift“ unsere Kritiken mißbraucht.“

Date Due

MAR 11 1974 CANCELLED			

